

Sebastian Florian Weiner

Etüden  
der Ehrlichkeit

## Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über [dnb.dnb.de](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen  
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b  
UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2025 Sebastian Florian Weiner

Lektorat: Shari Kupilas

Satz, Layout und Typografie: Frank Stiehler

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH, Überseering 33, 22297  
Hamburg, [bod@bod.de](mailto:bod@bod.de)

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 9783695173150

## Inhalt

Endlich ehrlich sein 9

### *Teil 1*

*Wert: sich abgehalten fühlen*

Wachstumsliebe	17	
	25	Wenn du schweigst
Tatendrang	33	
	41	Wenn ich nicht wirke
Widerstände	51	
	63	Wenn ich kein Held bin
Guttun	73	
	81	Wenn ich getroffen bin
Antikörper	89	
	99	Wenn mir der Selbstwert fehlt

*Teil 2*

*Wesen: sich ruhelos fühlen*

Fließen	III	
	121	Wenn du tanzt
Autarkie	129	
	135	Wenn du mein Glück wärst
Erleben	145	
	153	Wenn ich leer bleibe
Daheim	163	
	171	Wenn du dich fallenlässt
Wachheit	181	
	191	Wenn deine Antwort kommt

*Teil 3*  
*Welt: sich verloren fühlen*

Wichtignehmen	209	
	221	Wenn ich nicht sterben will
Wiederfinden	233	
	241	Wenn du nicht wiederkommst
Tiefe	249	
	257	Wenn ich erkenne
Stimmigkeit	267	
	275	Wenn mir an Richtung fehlt
Lebensbejahung	285	
	295	Wenn ich ehrlich bin



## *Endlich ehrlich sein*

Wie ehrlich kannst du zu dir sein? Und wie ehrlich willst du sein? Verzeih, dass ich dir damit komme. Die Sache mit der Ehrlichkeit treibt mich unablässig um. Wie viel an Ehrlichkeit ist möglich und wie viel ist wünschenswert? Vielleicht wirst du verwundert fragen, was mir daran so wichtig ist, was ich mir davon verspreche, welche Not mich dazu drängt. Ich fürchte mich vor Lebenslügen und der Deckkraft der Verblendung, weshalb ich nach Erkenntnis suche, wie es wirklich um mich steht.

Was hindert mich, macht es so schwer, die Illusionen auszuschalten? Dies zu erkennen ist mein Vorsatz auf meinem Weg zur Ehrlichkeit. Mir fehlt Talent, ihn anzupreisen als Erlebnis und Gewinn, ich laufe hier ins Ungewisse, muss selbst erst sehen, was sich zeigt.

Ich beginne mit der Wahrheit, genauer mit dem Eingeständnis, dass mir schwer fällt anzugeben, welchen Wert sie für mich hat. Mein Leben lang war ich der Ansicht, ich suchte eifrig nach der Wahrheit und währte sie als wunderschön – als ein Licht, das mich erleuchtet, eine Quelle, die erquickt. Währenddessen stand sie vor mir – als die Wahrheit über mich. Ich

wollte sie nicht anerkennen, denn sie tat weh, enttäuschte mich. Sie raubte mir die Illusionen, den Halt und die Bequemlichkeit. Ich lernte rasch, sie zu verdrängen und trachtete nach einer Wahrheit, die mich erhöht, statt niederreißt.

Was ist so schlimm an dieser Wahrheit? Was flüchte ich vor der Enttäuschung, die stets Indiz ist für die Täuschung und jene Wahrheit vor mich stellt? Ist mir die Wahrheit gar nicht wichtig? Will ich vielmehr in Täuschung leben, in Selbstbetrug und Illusion? Mir fehlt es nicht an Geisteskraft, um mich und manches zu erkennen, mir fehlt es an der Ehrlichkeit. Was also ist mir wichtiger als eine klare Sicht auf mich? Was will ich vor der Wahrheit schützen um den Preis all der Enttäuschung, Ernüchterung, Verbitterung? Denn Lügen haben kurze Beine, die niemals bis ans Ende tragen. Immer droht mir ein Erwachen, dessen Schmerz mich niederreißt.

Daher stellt sich mir die Frage: Wie ehrlich kann ich zu mir sein, wenn ich die Wahrheit derart fürchte? Gerade hierin will ich lernen, ehrlich zu mir selbst zu werden, in der Frage meines Könnens, meines Muts zur Ehrlichkeit. Was halte ich an Echem aus, an Unverstelltem, Nüchternem?

Wie bilde ich mir nicht nur ein, ehrlich zu mir selbst zu sein? Hier hilft mir nur ein Ausprobieren, ein Mich-immer-neu-Befragen, wie es um mich selber steht.

Was kann hierbei den Anfang bilden, welcher Ausgangspunkt ist ehrlich und nicht bereits ein Selbstbetrug? Vermutlich meine Grundempfindung, denn würde ich mich hier belügen, dann wäre alles an mir falsch. Was spüre ich als Grundempfindung, als Gefühl in meinem Leben, als von mir in dieser Welt? Dass ich abgehalten werde – dies spüre ich am allermeisten – dass ich nie zur Ruhe komme und auch, dass ich verloren bin. Diese drei Empfindungen sollen mir den Schauplatz bilden, auf dem ich mit mir selber ringe um unverstellte Ehrlichkeit.

Indes bin ich ja nicht alleine, ich spüre mich nicht als Monade, sondern als ein Fisch im Schwarm. Statt immer nur von mir zu sprechen, werde ich zwei Stimmen wählen, wie sie oft in mir erklingen: ein »Wir«, das sich verbunden fühlt mit anderen in dieser Welt, ein »Ich«, das sich gesondert fühlt und dem auch du entgegenstehst. Einiges ist mein Verleugnen und anderes ist kollektiv, ich teile es mit der Gemeinschaft, die immerfort mein Denken prägt. So wechseln sich die

Stimmen ab, das »Wir« beginnt, das »Ich« wird folgen, und beiden geht es um dasselbe: die Suche nach der Ehrlichkeit.

Mit dem, was ich hier von mir gebe, will ich das Ehrlichsein nicht preisen, es nicht zum Besseren verklären. Ich will nur meiner Sehnsucht folgen, die nach etwas Echtem schreit. Ich werde viel von mir berichten, ohne dass ich deshalb glaube, es sei an sich der Rede wert. Auch werde ich ein Weltbild äußern, ohne damit zu verkünden, ich wisse etwas von der Welt. Mit dem, was ich hier niederschreibe, will ich niemanden belehren, auch nicht irgendwie bekehren, will auch keinen Durchblick heucheln – ich will nur endlich ehrlich sein.

Doch Halt, es bleibt noch eine Frage! Wann werde ich denn sagen können, es sei genug an Ehrlichkeit? Wann bin ich nicht mehr selbstgefällig, selbstgerecht und selbstbezogen? Wann bin ich vollends in der Wahrheit und mache mir schlicht nichts mehr vor? Wenn durch Beraubung aller Hoffnung nichts von Wert mehr übrigbleibt? Auch dann verbleibt noch der Verdacht, ich bildete mir etwas ein, und sei es nur, weil ich dann glaube, dass alles eitel, sinnlos sei. Stetig drängt mein Fragen weiter, findet keinen festen Grund. Ist es sogar ungesund? Indem ich

mich beständig richte, richte ich mich so zugrunde?  
Sind Selbstbetrachtung und -erkenntnis irgendwann zu viel des Guten? Ist es also durchaus möglich, dass mein Drang nach Ehrlichkeit einer Selbstzerstörung gleicht?

Was wird von mir bestehen bleiben, sofern ich alles von mir streife an Selbstbetrug und Illusion – lediglich Ernüchterung angesichts der Wirklichkeit? Daher will ich nicht nur fragen, was ich bereit bin aufzugeben, sondern will auch dies betrachten: Was verbleibt von meinem Leben im Angesicht der nackten Wahrheit und der tiefen Ehrlichkeit?



# Teil I

*Wert: sich abgehalten fühlen*



## *Wachstumsliebe*

Mit Frische und Schwung ist anzufangen, denn wir lieben jede Frische, schon beim Sprießen in der Flora, beim Erblühen und Gedeihen; wir begeistern uns dafür. Was bei der Natur gefällt, soll uns auch für uns gelingen: Wachstum, Reifung und Entfaltung. Wir wünschen uns ein Vorankommen, wünschen, dass Bemühen fruchte. Wenn wir an Entfaltung glauben von Talenten, Potenzialen, stand die Blüte dabei Pate oder der verpuppte Falter. Bei Geschäftigkeit und Handel mögen wir Gedeihen, Zuwachs, was floriert, erweckt Bewundern und was darbt, erscheint morbid. Selbst die Schrumpfung sei Gesundung, um den Wildwuchs einzudämmen. Eingriff, Einhalt sei vonnöten, denn auf lange Sicht gesehen trage nur Gesundes Früchte.

Folglich lieben wir grundsätzlich Wachstum, Reifung und Gedeihen, dies macht ein Leben gut und recht. Wir suchen hier nicht erst nach Gründen. Vorwärtskommen wirkt gesund und die Trägheit heißt uns Faulheit, als wäre sie wie jene Fäulnis, die der Stillstand mit sich bringt. Am Keim begeistert das Vermögen der Entwicklung und der Reifung, so sei es auch mit den Talenten, die sich voll entfalten

sollen. Auch sollen die Ideen reifen, Entscheidungen und der Charakter. Was immer wir mit Ernst betreiben, nicht als Spielerei betrachten, soll ein Potenzial entfalten – so, wie die Natur es macht. Um der Potenziale willen mühen wir uns um uns selbst, in Verwirklichung derselben liegt für uns Erfüllung, Sinn. Solch Verständnis unseres Lebens wirkt auf uns wie selbstverständlich, aber ist es denn auch richtig?

Einfach ist Naturentfaltung, sie entwickelt sich von selber, wie auch unsere Körperreifeung. Was hingegen in uns schlummert an Talenten, Potenzialen, auch als Anlagen erachtet, dies erfordert einen Aufwand, die Bereitschaft, sich zu mühen und auch Glaube, Zuversicht. Nichts davon kommt wie von selbst. Daher gilt der Fleiß als richtig, als der beste Lebensweg. Sein Talent nicht zu vergeuden, die Entfaltung anzustreben, wie der Baum mit seinen Früchten, wird für uns zum Grundmotiv. Unentwegtes Vorwärtkommen scheint bereits der Lebenssinn. So galt denn auch der Eifernde, der, weil er eilt, *spoudaios* hieß, als der Beste unter uns.

Rastlos wie die flinken Schwalben jagen wir durch unser Leben. Denn wie machen es dieselben? Stetig durch die Lüfte sausend, dient die Energie der Nahrung lediglich fürs Weiterjagen.

Derart jagen wir durchs Leben, eilen ständig hin zu Zielen, das Gewonnene, Erreichte nutzen wir fürs Weiterstreben. Selbst die Abkehr von dem Eifern, Luxus des Zur-Ruhe-Kommens, Seelenfrieden und Versenkung wie auch Fortschrittsüberwindung sind für uns nicht reiner Selbstzweck, sondern Potenzialentfaltung. Folglich wäre unser Dasein primär Chance zur Entwicklung, denn es selber stets zu wenig. Erst durch Potenzialerschöpfung wird Vollkommenheit erreicht. Im Gedeihen liegt das Rechte, im Entwickeln und Entfalten, daher sei das bloße Dasein lediglich ein Innehalten.

So gilt uns das Zugesein ohne Ziel und klare Richtung nur als unerfülltes Dasein, als verschenkte Lebenszeit. Wir nennen es ein Vegetieren. Was wir sind und aus uns machen, scheint grundsätzlich noch zu wenig, daher gibt es stets ein Besser sowie Wunsch nach mehr Entwicklung. Selbst wenn wir Zerstörung wünschen, soll das Alte Neuem weichen, dieses soll dann gut gedeihen. Auch gelten uns die Niederlage, die Krankheit und die Fehleinschätzung als für unsere Reifung wichtig. Immer denken wir das Dasein hin zu der Vollkommenheit.

Tief verwurzelt ist solch Haltung, solcher Blick auf unser Leben. Rein natürlich, selbstverständlich

wirkt auf uns die Wachstums Liebe, folglich das Entwicklungsstreben. So wie Schwalben Beute jagen, jagen wir nach der Entfaltung. Indes, uns fehlt die Leichtigkeit ihres Fluges, ihres Schwungs. Wir mühen uns und oft vergeblich; und wo Vergeblichkeit, dort Frust, unerwünschter Kraftverlust.

Sind wir demnach zu uns ehrlich, wenn wir nach Entfaltung streben, nach der Reifung unserer selbst? Denn das Gegenteil des Wachstums blenden wir beständig aus. Im Vergehen, Welken, Faulen, im Zerfall, der Missgestalt erkennen wir uns selbst nicht wieder, gleichwohl auch sie natürlich sind und uns immerfort begleiten. Das Vergebliche im Werden, der Same, der nicht keimen konnte, die Blüte, die nicht reifen durfte, die Frucht, die schon am Baum verfaulte, alles solch Naturereignis wollen wir nicht übertragen auf das Leben, unser Tun. Was bleibt für uns nach der Entfaltung, was nach der Verwirklichung? – Niedergang, Verlust und Schwinden. Streben nach der Formerhaltung? – Aussichtsloses Unterfangen! Statt Entfaltung kommen Falten, künden von dem Untergang.

Da wir all das Wachstum lieben, müssen wir das Schrumpfen hassen, flüchten vor dem Niedergang. Daher sprechen wir im Alter gerne von uns als Ge-

reifen, wenn das Siechtum längst begann. Den Zerfall an uns zu sehen, halten wir nicht aus, wir leugnen, dass es stetig abwärtsgeht. Etwas in uns sei noch reifend, auf dem Weg hin zur Erfüllung, anders können wir nicht leben, fühlen uns des Werts beraubt. So stellen wir all das Erreichte eifrig in das Wachstumsdenken, nennen es verdiente Früchte oder Saat, die fortan keime, klammern uns an irgendetwas, das sich noch entfalten soll.

Kann das alles Sinn ergeben? Denn solange wir uns mühen, ist das Leben unvollendet. Schwerlich kann das Mühen selber schlechthin die Vollendung sein. Wenn es schon Vollendung wäre, wäre es auch unerheblich, ob wir unser Ziel erreichten, wir spürten keinen Drang dorthin, ebenso nicht Frust, Enttäuschung. Und was, wenn wir das höchste Ziel eines Tages dann erreichten und dadurch Vollkommenheit als den Endpunkt unseres Strebens, entfaltet all die Potenziale, die Talente ausgereift, was bliebe für den Rest des Lebens? – Doch lediglich Verlust und Schwund. Wenn wir immerzu nur reifen, brächte erst der Tod Vollendung und solcher Schluss behagt uns nicht. Denn im Tod ist nichts vollendet, eher raubt er uns das Ganze. Ferner lehrt uns die Betrachtung: Vor

dem Tod beginnt das Schwinden, das Verwelken, der Verlust.

Das sei für die Natur zwar richtig, geben wir dann gerne zu, doch für unser eigenes Dasein denken wir die Sache anders. Dort ist Erfüllung nicht das Ende, nicht ein Kippunkt hin zum Schwinden, sondern ein Kontinuum. Wir sprechen vom erfüllten Leben wie von einem guten Zustand, den es zu erhalten gilt. Erfüllung meint dann nicht den Vorgang, den Moment der Zielerreichung, sondern eine Lebensweise, die erst mit dem Sterben endet. Ist solch Erfüllung bloß Erfindung? Die Natur weiß davon nichts, sie kennt Erfüllung nur als Kippunkt, auf den sodann das Schwinden folgt. Wir faseln von der Altersweisheit als Erfüllung unseres Lebens, während uns Gebrechen plagen. Sie ist letzter Hoffnungsschimmer, der noch bis zum Tod verbleibt.

Wie also steht es um uns wirklich? Was wird erfüllt, wenn nicht ein Ziel? Was wird Motiv, wenn nicht die Absicht, einen Zustand zu verändern, weil er unvollkommen ist? Was wäre der finale Zustand, wenn wir uns voll entwickelt hätten und was bliebe uns dann noch? Wie ehrlich also ist das Streben nach Erfüllung und Entwicklung, wie ehrlich kann es jemals sein?

Wie ließe es sich besser machen? Ach, entlarvt denn solche Frage nicht nur wieder unseren Glauben an Entwicklung und Entfaltung? Die Konklusion ist uns ein Fortschritt und die Einsicht eine Reifung. Können wir uns ernsthaft lösen von der Frage nach dem Fortschritt, da wir nach dem Besseren streben, bloßes Dasein noch nicht reicht? Können wir hier ehrlich sein und wie wäre dann zu leben? Wäre es ein Vegetieren und wenn nicht, was wäre es?

Lebensschwung braucht eine Richtung, am besten eine, die wir lieben, wenn sie sich woanders zeigt. So erklären wir das Wachstum zu dem Inbegriff des Lebens. Die Wachstumsiebe lässt uns glauben, wir seien niemals ausgereift. Selbstverständlich lässt sich lernen, solange wir am Leben sind. Aber ist dies wirklich Reifung oder bloß Veränderung? Reifung heißt ja Besserwerden und dies ist unser steter Anspruch, ein bloßer Wandel ist zu wenig, zu unvollkommen, unerfüllt. Uns beglückt, wenn wir verspüren, wie wir durch Erfahrung reifen, durch die Einsicht, unser Tun. So erhält das Leben Richtung und die Mühsal einen Sinn. Wir fühlen uns in einem Frühling, der niemals an ein Ende kommt, als entkämen wir durch Reifung sogar der Vergänglichkeit.

Die Wachstumsliebe gibt uns Richtung, macht, dass wir uns selber mögen und uns eine Aussicht bleibt, sie lässt uns als Natur erscheinen, bei der Entwicklung alles lenkt. Ziellos können wir kaum leben und ein Ziel ist Besseres, ist der Endpunkt jenes Vorgangs, den wir als Entwicklung lieben. Vielleicht ist dies die beste Sicht auf das Leben und die Zukunft als Versprechen an uns selber. Vielleicht ist sie gesund und nützlich, insofern sie uns Schwung verleiht. Aber kann sie ehrlich sein?

## *Wenn du schweigst*

Du – was sehe ich in dir und weshalb bist du mir wichtig? Groß ist meine Furcht vor dir, es zu leugnen wäre feige. Ist sie so groß aufgrund der Ahnung, dass du mir die Wahrheit bringst, harte Wahrheit über mich? Denn du bist mein Korrektiv, du entreißt mich meiner Neigung, mich als absolut zu sehen, als das Maß für wahr und gut. Warum bin ich dann so vermessen, schreibend mich an dich zu wenden, welche Hoffnung steckt dahinter, welches Motiv bringt mich dazu?

Ich spüre, ich will vorangehen auf der Suche nach dem Echten, auf dass du mir dann folgen kannst. Doch dies zu sagen, ist mir peinlich, solch Eingeständnis macht mir Furcht. Denn zeugt es nicht von einem Anspruch, ich möge dir hier hilfreich sein? Wenn du mir nicht folgen willst, weil dir das Ziel nicht wichtig scheint, wenn du schon längst um alles weißt, was ich mit Mühe erst entdecke, was wäre dann mein Schreiben wert?

Wenn ich in dem Eindruck schreibe, dich mit etwas zu beglücken, das mir selber wertvoll scheint, wird mir dann der Wunsch zum Glauben, dass ich etwas leisten könne, treibt mich folglich Eitelkeit? Wo-

möglich ist es wirklich wertvoll, was ich schreibend vor dich lege, aber sicher bin ich nicht. Schmerzhaft lehrte mich Erfahrung: Mit dem, was ich ersinne, schreibe, liege ich oft arg daneben, irre mich und mache Fehler, übersehe Wesentliches und was andere schon verwarfen. Was ich vermeintlich Kluges finde, ist womöglich schief und lahm. So lernte ich, an mir zu zweifeln. Zurecht fehlt mir hier Selbstvertrauen, zu oft schon wurde ich enttäuscht.

Weshalb nun also solches Wagnis, schreibend mich an dich zu wenden? Ich könnte an mich selber schreiben, etwa Tagebücher führen, doch immer, wenn ich es versuchte, kam ich mir recht albern vor. Was gibt mir solches Schreiben nicht? Sollst du mir Gewissheit bringen, dass jenes, was ich von mir gebe, wirklich gut und trefflich ist? Alles könnte Unsinn sein, Altbekanntes, nichts von Tiefe, daher nicht der Rede wert. Ich könnte mich vor dir blamieren, dich ennuyieren, enervieren. Weshalb riskiere ich so viel, welcher Gewinn ist mir so wichtig? Sollst du als gestrenger Richter mein Erdachtes heiligsprechen, soll Vollkommenheit des Werkes für mich selbst Erfüllung sein?

Was fürchte ich von dir am meisten – dein Schweigen oder die Kritik? Ich vermag es kaum zu sagen,

denn beides würde das vernichten, was ich eifernd vor dich lege und auf solche Weise mich. Weshalb verletzt mich die Kritik? Inwiefern trifft sie ins Mark, welchen Wunsch zerstört sie mir? Ist es der nach einer Geltung, der nach deiner Anerkennung, der, dass ich dir wichtig bin, daher wichtig für die Welt? Denn die Welt beginnt mit dir und endet manchmal auch schon dort.

Man lehrte mich, Kritik sei wichtig, sie helfe mir, mich zu verbessern. Warum nur hasse ich sie dann, fürchte mich vor ihrem Schmerz? Durchaus, ich liebe die Entwicklung, erfreue mich an Wachstum, Reifung, aber nur bei anderen Dingen, niemals in Bezug auf mich. Denn was noch wachsen muss und reifen, ist dahingehend ungenügend. Aus welchem Grund soll ich mir wünschen, dass ich ungenügend sei?

Wenn anderes noch nicht genügt, so gebe ich ihm gerne Zeit. Wenn ich hingegen nicht genüge, scheint mir keine Zeit mehr übrig, denn jetzt will ich bereits genügen und nicht erst irgendwann vielleicht. Die Reifung ist mir bloßer Trost, um die Enttäuschung abzuschütteln, sie soll vom Un- genügen heilen, das meine Gegenwart markiert. Das Noch-Nicht-Sein ist für mich prägend. Was ist es, das ich dort ersehne – welche Art Zufriedenheit?

Ach, hier geht es endlos weiter! Immer kommen neue Fragen, keine bringt mich ganz ans Ende. Immer dringe ich noch tiefer, nie gelange ich hinunter bis zum wirklichen Motiv. Wäre es nur Geltungsdrang, der mich eifrig schreiben ließe, weshalb schrieb ich dir nicht schon eher, da ich seit langem schreiben kann? Erst jetzt ist da ein starkes Drängen, irgendetwas will heraus, das nicht länger warten kann. Indes, weshalb muss es zu dir, weshalb reicht nicht, es mir zu schreiben?

Ich kann nur dort nach Gründen suchen, wo ich nicht blind bin für mich selbst. In solcher eingeschränkten Sicht: Was erscheint mir als plausibel, kommt infrage als Motiv? Mein Dir-Schreiben ist Geständnis und ein solches vor mir selber wäre kaum die Hälfte wert. Denn das Geständnis auszusprechen, bedeutet erst, mich zu bekennen, nur hier gibt es dann kein Zurück. Was ich nur vor mir bekenne, obliegt noch einer Heimlichkeit und lässt sich wieder revidieren. Was ich hingegen vor dich lege, das kann nicht mehr in mich zurück.

Es steht dann da, laut ausgesprochen, erst dadurch muss ich zu ihm stehen und mache mich auch angreifbar. Nur dann, wenn ich vor dir gestehe, was mich umtreibt, ich ersehne, kommt auch heraus,

was mich beschwert. Ich schreibe folglich zwecks Entlastung, denn alles, was ich niemals zeigte, ist mir irgendwie Ballast.

Angenommen, dies sei richtig, wie wird es mir dann wohl ergehen, wenn ich dir alles eingestehe und du dann wie befürchtet schweigst? Denn oft schon hast du bloß geschwiegen und wo ich auf ein Zeichen hoffte, blieb ich mit mir selbst allein. Wie soll ich dann die Stille deuten, sofern sie neuerlich erfolgt? – Dass meine Worte lachhaft klingen, du nicht weißt, was sie besagen, alles wenig Sinn ergibt? Liest du denn, was ich da schreibe, dringt mein stammelndes Befragen überhaupt bis an dein Ohr? Wie muss sich wohl ein Priester fühlen, stetig in die Stille betend, ohne Antwort, Widerhall?

Abgerichtet wie ein Köter, lernte ich das Spiel mit Worten, um schon durch den Schwall der Worte eine Regung zu erzeugen, die dann rasch das Schweigen bricht. Denn im Umgang mit dem Schweigen hat mich niemand unterrichtet. So stürzt du mich in tiefe Zweifel, wenn du nicht das Wort ergreifst. Denn dein Schweigen könnte meinen, alles, was ich von mir gebe, sei noch keiner Rede wert.

Gleichwohl indes, wenn ich mich frage, ob ich dir auch schreiben würde, wenn ich mit Gewissheit

wüsste, dass du dich in Schweigen hüllst, wenn ich wirklich in mich horche, meine ich, dort blieb der Drang, dir anstatt nur mir zu schreiben. Als müsste ich mich selbst entlasten, als trüge ich zu schwer daran, so erscheint mir jetzt mein Schreiben. Sogar wenn dich nicht interessierte, welches Geständnis ich dir schreibe, muss ich wohl, verzeih es mir, dennoch alles vor dich legen, damit ich mich davon befreie und es nicht wieder zu mir kann.

Ich sehne mich nach etwas Echem, nach etwas, das ich wirklich bin. Und dorthin kann ich nur gelangen, indem ich alles eingestehe, was ich nicht eingestehen will. Ich erstickte an der Rolle, die ich eifrig vor dir spiele, ich erstickte an den Wünschen, die zu äußern ich mich schäme, ich erstickte am Verstellen, an der Feigheit, dem Verschweigen, ich erstickte an mir selbst. Davon sollst du mich erlösen, denn ich kann es nicht alleine, daher will ich mich dir öffnen, ungewiss, was ich erhalte, ob du mich verlachen wirst, schulterzuckend weitergehst.

Ich brauche dich für die Befreiung – nicht, indem du etwas tatest, sondern nur, indem du da bist, ich mich an dich wenden kann. Verzeih mir also, wenn ich schreibe und auf deine Antwort hoffe! Verzeihe mir, wenn ich dich brauche, und sei es nur als Pro-

jektion, damit ich nicht ins Leere laufe, und sei es nur als Punkt im Außen, um mich so von mir selbst zu lösen, und sei es nur, damit ich spüre, nicht mit mir allein zu sein.

Verzeih, dass ich nicht sicher bin, weshalb ich dir in Wahrheit schreibe. Du bist der Fluchtpunkt meines Selbstbilds, der Selbsterwartung und Verleugnung. Du bist mir Grund für Schwindeleien und Hürde hin zur Ehrlichkeit. Erst in deinem Angesicht kostet es mich Überwindung, unverstellt zu mir zu stehen, schäme ich mich für die Wahrheit, fühlt sie sich vernichtend an. Erst in deinem Angesicht wird für mich die Selbsterkenntnis mehr als Spiel und Grübeleien, verlangt sie nach meiner Abkehr von Feigheit und Bequemlichkeit.

So bist du nicht nur Korrektiv, nicht nur Spiegel meiner selbst, du bist auch Punkt der Überwindung. Denn wenn ich mich vor dir entblöße, dann bin ich auch bereit zur Wahrheit, mag sie noch so schmerzhaft sein. Ich will an dir nicht wachsen, reifen, mich nicht entwickeln, nicht entfalten. An dir will ich mich reinigen, bis nur noch Echtes übrigbleibt.